

Hamburgische Dramaturgie.

Vier und zwanzigstes Stück.

Den 21sten Julius, 1767.

Wenn der Charakter der Elisabeth des Corneille das poetische Ideal von dem wahren Charakter ist, den die Geschichte der Königin dieses Namens bezeugt; wenn wir in ihr die Unentschlüssigkeit, die Widersprüche, die Bedrückung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein stolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Elisabeth, ich will nicht sagen, bey diesen und jenen Umständen wirklich versallen ist, sondern auch nur versallen zu können vermuthen lassen, mit wahren Farben geschildert finden: so hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, untersuchen; ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl solcher Personen, über welche die Geschichte selbst in Zweifel ist, mit Zeugnissen belegen

A a

legen zu lassen: heißt ihn und seinen Beruf ver-
kennen, heißt von dem, dem man diese Verken-
nung nicht zutrauen kann, mit einem Worte,
chicaniren.

Zwar bey dem Herrn von Voltaire könnte es
leicht weder Verkennung noch Chicane seyn.
Denn Voltaire ist selbst ein tragischer Dichter,
und ohnstreitig ein weit größerer, als der jüngere
Corneille. Es wäre denn, daß man ein Mei-
ster in einer Kunst seyn, und doch falsche Begriffe
von der Kunst haben könnte. Und was die Chi-
cane anbelangt, die ist, wie die ganze Welt
weiß, sein Werk nun gar nicht. Was ihr in
seinen Schriften hier und da ähnlich sieht, ist
nichts als Laune; aus bloßer Laune spielt er
dann und wann in der Poetik den Historikus,
in der Historie den Philosophen, und in der Phi-
losophie den wüthigen Kopf.

Sollte er umsonst wissen, daß Elisabeth acht
und sechzig Jahr alt war, als sie den Grafen
köpfen ließ? Im acht und sechzigsten Jahre noch
verliebt, noch eifersüchtig! Die große Nase der
Elisabeth dazu genommen, was für lustige Ein-
fälle muß das geben! Freylich stehen diese lusti-
gen Einfälle in dem Commentare über eine Tra-
gödie; also da, wo sie nicht hingehören. Der
Dichter hätte Recht zu seinem Commentator zu
sagen: „Mein Herr Notenmacher, diese Schwänke
gehören in eure allgemeine Geschichte, nicht un-

ter meinen Text. Denn es ist falsch, daß meine Elisabeth acht und sechzig Jahr alt ist. Weiset mir doch, wo ich das sage. Was ist in meinem Stücke, das Euch hinderte, sie nicht ungefehrt mit dem Esser von gleichem Alter anzunehmen? Ihr sagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter: Welche Sie? Eure Elisabeth im Rapin de Thogras; das kann seyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thogras gelesen? Warum send ihr so gelehrt? Warum vermengt ihr diese Elisabeth mit meiner? Glaube ihr im Ernst, daß die Erinnerung bey dem und jenem Zuschauer, der den Rapin de Thogras auch einmal gelesen hat, lebhafter seyn werde, als der sinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Altrice in ihren besten Jahren auf ihn macht? Er sieht ja meine Elisabeth; und seine eigene Augen bezeugen ihn, daß es nicht eure achtzigjährige Elisabeth ist. Oder wird er dem Rapin de Thogras mehr glauben, als seinen eignen Augen? —

So ungefehrt könnte sich auch der Dichter über die Rolle des Esser erklären. „Euer Esser im Rapin de Thogras, könnte er sagen, ist nur der Embryo von dem meinigen. Was sich jener zu seyn dünkte, ist meiner wirklich. Was jener, unter glücklichen Umständen, für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin selbst zugeht; wollt ihr meiner Königin nicht eben so

viel glauben, als dem Kapin de Thoyras? Mein Effer ist ein verdienter und großer, aber stolzer und unbiegsamer Mann. Eurer war in der That weder so groß, noch so unbiegsam: desto schlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegsam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe seinen Namen zu lassen. „

Kurz: die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur daß man ihm hieraus eben so wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Diesen Punkt von der historischen Wahrheit abgerechnet, bin ich sehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterschreiben. Effer ist ein mittelmäßiges Stück, sowohl in Ansehung der Intrigue, als des Stils. Den Grafen zu einem seuffzenden Liebhaber einer Irtou zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht seyn kann, als aus edelmüthigem Stolge, sich nicht zu Entschuldigen und Bitten herab zu lassen, auf das Schafot zu führen: das war der unglücklichste Einfall,

fall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzose wohl haben mußte. Der Stil ist in der Grundsprache schwach; in der Uebersetzung ist er oft kriechend geworden. Aber überhaupt ist das Stück nicht ohne Interesse, und hat hier und da glückliche Verse; die aber im Französischen glücklicher sind, als im Deutschen. „Die Schauspieler, setzt der Herr von Voltaire hinzu, besonders die in der Provinz, spielen die Rolle des Esser gar zu gern, weil sie in einem gestickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darinn erscheinen können. Der Graf ist ein Held von der ersten Klasse, den der Meid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens ist die Zahl der guten Tragödien bey allen Nationen in der Welt so klein, daß die, welche nicht ganz schlecht sind, noch immer Zuschauer an sich ziehen, wenn sie von guten Akteurs nur aufgeführt werden.“

Er bestätigt dieses allgemeine Urtheil durch verschiedene einzelne Anmerkungen, die eben so richtig, als scharfsinnig sind, und deren man sich vielleicht, bey einer wiederholten Vorstellung, mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichsten also hier mit; in der festen Ueberszeugung, daß die Kritik dem Genuße nicht schadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am schärfesten zu beurtheilen gelernt haben, immer

diejenigen sind, welche das Theater am fleißigsten besuchen.

„Die Rolle des Cecils ist eine Nebenrolle, und eine sehr frostige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu mahlen, muß man die Farben in seiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narcissus geschildert hat.“

„Die vorgebliche Herzoginn von Jtron ist eine vernünftige tugendhafte Frau, die sich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Elisabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieser Charakter würde sehr schön seyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwicklung etwas beitrüge; aber hier vertritt sie bloß die Stelle eines Freundes. Das ist für das Theater nicht hinlänglich.“

„Mich dünket, daß alles, was die Personen in dieser Tragödie sagen und thun, immer noch sehr schielend, verwirret und unbestimmt ist. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verständlich, und jede Gesinnung plan und natürlich seyn: das sind die ersten, wesentlichsten Regeln. Aber was will Essex? Was will Elisabeth? Worinn besteht das Verbrechen des Grafen? Ist er schuldig, oder ist er fälschlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unschuldig hält, so muß sie sich seiner annehmen. Ist er aber schuldig: so ist es sehr unvernünftig, die Vertraute sagen zu lassen, daß er nimmermehr

mehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu stolz dazu sey. Dieser Stolz schickt sich sehr wohl für einen tugendhaften unschuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwiesen ist. Er soll sich unterwerfen: sagt die Königin. Ist das wohl die eigentliche Gesinnung, die sie haben muß, wenn sie ihn liebt? Wenn er sich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Elisabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich selbst: sagt die Königin. Ah, Madame; wenn es so weit mit Ihnen gekommen ist, wenn Ihre Leidenschaft so heftig geworden: so untersuchen Sie doch die Beschuldigungen Ihres Geliebten selbst, und verstaten nicht, daß ihn seine Feinde unter Ihrem Namen so verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt.,

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für schuldig oder für unschuldig hält. Er stellt der Königin vor, daß der Anschein öfters betriege, daß man alles von der Parthenlichkeit und Ungerechtigkeit seiner Richter zu besorgen habe. Gleichwohl nimmt er seine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieses nöthig, wenn er seinen Freund nicht strafbar glaubte? Aber was soll der Zuschauer glauben?

ben? Der weiß eben so wenig, woran er mit der Verschwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn ist. „

„Salisbury sagt der Königin, daß man die Unterschrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt sich im geringsten nicht einfallen, einen so wichtigen Umstand näher zu untersuchen. Gleichwohl war sie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf diese Eröffnung, die sie doch begierigst hätte ergreifen müssen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu stolz seyn, und daß sie durchaus wolle, er solle um Gnade bitten. „

„Aber warum sollte er um Gnade bitten, wenn seine Unterschrift nachgemacht war? „

Ham: